

Peter Gutjahr-Löser
Dieter Schulz
Heinz-Werner Wollersheim
(Hrsg.)

Theodor-Litt-Jahrbuch
1999/1



Leipziger Universitätsverlag 1999

stattliche Anzahl an Dokumenten, die den jetzt gegebenen Nachlaßbestand vervollständigen helfen. Dennoch wären wir über jede Form der Erweiterung – und sei es nur in Form von quellenbelegenden Kopien – aufrichtig dankbar! Die „Litt-Forschungsstelle“ wird in regelmäßigen Abständen über den sich erweiternden Archivbestand berichten.

Mit dem heutigen „akademischen Festakt“ möchten wir auch ein neue Tradition „stiften“ und hiermit auf die ab sofort jährlich stattfindenden „Litt-Symposien“ aufmerksam machen. Sie werden jeweils ein Forum zur Darstellung des erreichten Forschungsstandes sein; sie werden aber auch jeweils der Aufarbeitung eines spezifisch ausgewiesenen Schwerpunktes dienen. Wolfgang Klafki, der zum heutigen Tag wegen einer Verpflichtung im Ausland verhindert ist, an unserer Festfeier teilzunehmen, hat für das kommende Jahr bereits seine Mitwirkung zugesagt. Die Einladungen an die interessierte Öffentlichkeit werden rechtzeitig zu Beginn des Jahres 1998 erfolgen.

Gestatten Sie mir aus der Sicht des Schulpädagogen noch eine abschließende Anmerkung: das aktuell mannigfaltig beklagte Fehlen von Normen und Werten in der Erziehung ist aus meiner Sicht u.a. darauf zurückzuführen, daß z.B. in der Lehrerbildung philosophische Grundthemen nicht mehr erarbeitet werden. Wer aber nicht Werte und Normen verinnerlicht hat, wird im pädagogischen Tagesgeschäft zum situationsgeleiteten Handlungspragmatiker.

Lassen Sie uns im folgenden deshalb besonders intensiv die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Theodor Litt aufnehmen. Er gehört zu den Hauptvertretern der geisteswissenschaftlichen Pädagogik, die um die Verwurzelung und Verwobenheit pädagogischer Grundfragen wußten und dies vorlebten. „Überparteilichkeit des Pädagogen“ lautete Theodor Litts geradezu ostinates Plädoyer; sich niemals und von niemandem instrumentalisieren lassen, um stets selbst frei und verantwortlich entscheiden zu können, war eine seiner bestimmenden Maximen. Als akademischer Lehrer war Theodor Litt – wenn Sie, verehrte Teilnehmer der Festversammlung, das Bild gestatten – war Theodor Litt Architekt und Statiker in einem – nicht jedoch Konzeptdesigner modernistischer pädagogischer Entwürfe.

Theodor Litt – Rückkehr nach Leipzig

Ein Blick auf die äußeren Stationen der Hochschullaufbahn Theodor Litts läßt eine gewisse Symmetrie erkennen: Der ersten Professur in Bonn folgen zwei Amtsperioden und Leipzig, bevor sich sein wissenschaftliches Leben in Bonn erfüllt.

Im Jahr 1880 geboren und nach dem Studium der Klassischen Philologie in Berlin und Bonn war er zunächst von 1904 bis 1918 Gymnasiallehrer in Bonn und Köln. Erst 1916 beginnt er wissenschaftlich zu publizieren, dann aber mit steigender Intensität, wobei – wie Albert Reble schreibt – sein Denken um „das geschichtliche Verstehen und die geschichtliche Bildung“ kreist.¹

Zunächst gab es jedoch ein Intermezzo: Der seinerzeit in der preußischen Kulturpolitik tonangebende Theologe, Philosoph und Historiker Ernst Troeltsch war offenbar durch die Publikationen Litts zur historischen Bildung auf ihn aufmerksam geworden und sorgte für seine Berufung in das preußische Kultusministerium, wo er an einem Plan zur Verbesserung der pädagogischen Ausbildung der Gymnasiallehrer arbeitete.

Die Hochschullehrerkarriere begann für Litt mit der Berufung zum außerordentlichen Professor an der Universität Bonn im Jahr 1919. Aber auch dies sollte nur ein kurzes Zwischenspiel bleiben, denn bereits ein Jahr später erreichte ihn der Ruf an unsere Universität. Zunächst wirkte er knapp 18 Jahre lang in seinem Amt, bevor er sich 1937 im Zuge seiner Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten vorzeitig emeritieren ließ. Das aber war nicht das Ende seiner akademischen Tätigkeit. Zwar blieb die Rückkehr auf seinen Leipziger Lehrstuhl im Jahr 1945 wieder nur ein Zwischenspiel. Denn bereits 1947 – er war damals 67 Jahre alt – sah er sich erneut in seinem Lehramt behindert und, wenn auch nur vorübergehend mit Redeverbot belegt. Er erblickte deshalb in dem von den Kommunisten beherrschten neuen Staatswesen für seine Tätigkeit keine Perspektive mehr und folgte einem Ruf an die Universität Bonn, wo er schließlich im Jahr 1952 emeritiert wurde, aber noch bis zu seinem Tod im Jahr 1962 vor Tausenden von Hörern regelmäßig las.

¹ Reble, A.: Theodor Litt – Eine einführende Übersicht. Bad Heilbrunn 1996, S. 10.

Sein Ruf als begnadeter Vortragender hatte bereits kurz nach dem Beginn seiner Tätigkeit in Leipzig dazu geführt, daß die größten Hörsäle nicht ausreichten, um die Hörer aus allen Fakultäten aufzunehmen, die in seine Vorlesungen drängten. Albert Reble hat dies in seinem Vortrag in diesem Raum am 1. Dezember 1992 plastisch dargestellt. Sie können es in den Leipziger Universitätsreden² nachlesen: Bereits damals mußten seine Vorlesungen mit Lautsprechern in andere Hörsäle übertragen werden.

Über die Wirkungen, die von diesen Vorlesungen ausgehen, sind sicher nur subjektive Eindrücke möglich. Ich selbst habe sie nur für die kurze Zeitspanne von Wintersemester 1960 bis zum Sommersemester 1962 in Bonn erlebt. Seine glasklare Gedankenführung war eng verschränkt mit einer persönlich beeindruckenden Haltung, die gekennzeichnet war durch unerbittliche Strenge des Gedankens, Disziplin und – so merkwürdig das klingt – Liebe. Man spürte, auch wenn man selbst nur ein Tausendstel der Hörerschaft bildete, bei jedem Wort, daß Litt um die Überzeugung jedes Einzelnen rang, daß man selbst von ihm ernst genommen wurde.

So beeindruckt ich war, so sehr Litt mich gefangen nahm, so resigniert war ich, als ich wenige Jahre später an der gleichen Universität die Unfähigkeit zum friedlichen Austrag von Kontroversen und ihre Ersetzung durch Gebrüll und physische Gewaltanwendung gegen Andersdenkende wahrnehmen mußte. Wirkte sein Wort nicht einmal mehr bei denen, die ihm zu Füßen gesessen hatten?

In Bonn ist Litt – wie bei der großen Masse der Leipziger Studenten – verehrt worden. In Bonn sind ihm pöbelhafte Auftritte erspart geblieben, nicht aber seinerzeit in Leipzig, wo der Mob des national-sozialistischen Studentenbundes 1934 den Abbruch der Vorlesung Litts und die Schließung der Universität erzwang. Wolfgang Schwiedrzik hat dies in seinem Rundfunkbeitrag „Lieber will ich Steine klopfen“ plastisch dargestellt und auch dies ist im Druck erschienen und nachlesbar. In der Ausstellung, die wir gleich im Anschluß ein Stockwerk höher besichtigen können, hat Dr. Gerald Wiemers einige Dokumente aus jenen Tagen zusammengestellt. Dies bleiben dunkle Schatten, die auf die Geschichte der Universität Leipzig ebenso fallen, wie es auf der deutschen Universitätsgeschichte insgesamt lastet, daß einer der maßgeblichen Teilnehmer dieser Umtriebe schon sehr bald nach dem Krieg ein gefeierter (linker) Soziologe an einer Universität des Westens wurde.

² Neue Folge, Heft 74.

In diesem Zusammenhang taucht für mich zum ersten Mal die Frage nach der Wirkung wissenschaftlicher Durchdringung gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse für das praktische politische Leben auf: Litt hatte in seiner Rektoratsrede von 1931 eindringlich vor dem heraufkommenden National-Sozialismus gewarnt und die Universität dazu aufgerufen, ihrer Bestimmung als der Rationalität verpflichtete Stätte des Geistes nicht untreu zu werden. Er hatte ihr zugleich ins Stammbuch geschrieben, sich insbesondere nicht durch die Erhebung von Geltungsansprüchen außerhalb des umgrenzten Gebietes der Wissenschaft selbst zur Beherrscherin der politischen Welt aufschwingen zu wollen. Denn – so verführerisch es ist, sich im politischen Meinungsstreit als Vollstrecker „der“ Wissenschaft auszugeben, so wenig ist dies gestattet: Eine solche Rolle zu spielen, ist der Wissenschaft aus dem einfachen Grund versagt, weil nun einmal auch in der Wissenschaft um Positionen gerungen wird und weil zur Beurteilung der „oberhalb“ der Wissenschaft angesiedelte, die letzten Fragen entscheidende Schiedsrichter nicht existiert. Litt (in einem Leserbrief, der in den fünfziger Jahren in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschien): „Der unausweichliche Gegenschlag der politischen Macht wird die Wissenschaft sonst unausweichlich treffen, so daß ihr Schicksal nicht ein unabwendbares Fatum, sondern eine über sich selbst heraufbeschworene Nemesis sein wird.“

Mit welchem Recht Litt dies warnend ausgesprochen hatte, wurde ja nicht nur in der Zeit des National-Sozialismus offenkundig; auch die ihm in Gestalt der DDR folgende totalitäre Diktatur hat dies unübersehbar bewiesen: Indem sie alle von ihrer Weltdeutung abweichenden Meinungen als angeblich unwissenschaftlich von jeder Möglichkeit der Verlautbarung ausschloß, konnte sie zwar ihr ideologisches Monopol über eine erschreckend lange Zeit behaupten, sie hat damit aber zugleich die Axt an die Wurzel der Wissenschaft selbst gelegt: denn nicht (wie Litt später formulierte) „der Wille zur Wahrheit, sondern der Wille zur Macht“ und – wie ich ergänzen möchte – Machterhaltung war ihr Agens.

Die Resignation, in die Theodor Litt sich angesichts der beiden Diktaturen gestürzt sah, wurde durch einen weiteren Umstand noch vertieft: Die Charakterlosigkeit vieler seiner Zeitgenossen und insbesondere der meisten seiner Professoren-Kollegen haben ihn schwer erschüttert. Wolfgang Schwiedrzik hat auch dies in seiner Arbeit dargestellt und ich will Einzelheiten nicht wiederholen. Aber ich will in diesem Zusammenhang doch eine positive Ausnahme erwähnen – nämlich Werner Heisenberg. Es hat über diesen großen Gelehrten der Universität Leipzig in den achtziger Jahren eine heftige Kontroverse gegeben, in der man versucht hat, ihn zum

Helfershelfer Hitlers zu machen, indem man ihn verdächtigte, er habe intensiv an der Herstellung von Kernwaffen gearbeitet, um den Sieg des „Dritten Reiches“ im Zweiten Weltkrieg doch noch zu ermöglichen. Obwohl alle Kenner der Person und der geschichtlichen Umstände dieser Jahre diese Legende widerlegt haben – sehr eindringlich und überzeugend kann man dies z. B. auch in dem Sammelband nachlesen, den Bodo Geyer, Helge Herwig und Helmut Rechenberg über die im Jahr 1991 abgehaltenen Leipziger Heisenberg-Konferenz herausgegeben haben³ – dennoch hält sich immer noch etwas davon, da einmal in die Welt gesetzte Verleumdungen offenkundig nie mehr ganz ungeschehen gemacht werden können.

Das Verhältnis Heisenbergs zu Litt liefert aber gerade den letzten Beweis für die Abwegigkeit der Vorwürfe: Wie Wolfgang Schwiedrzik dargestellt hat, hatten die Kollegen Litts aus der Universität sich nach seiner Emeritierung 1937 von ihm abgewandt. 1941 verhängten die Machthaber über Litt ein generelles Redeverbot. Seine Aufforderung an den Präsidenten der Sächsischen Akademie der Wissenschaften dagegen einzuschreiten, verhalte ungehört. Nur einer setzte sich für Litt ein – nämlich Werner Heisenberg, der allerdings in Dresden ebenfalls nichts ausrichtete. Litt hat sich später – der Briefwechsel ist auszugsweise im wissenschaftlichen Nachlaß Theodor Litts vorhanden – an Heisenberg gewandt, um Aufschluß über das Verhalten des schließlich zum Nazi gewordenen Leipziger Physikers Pascual Jordan zu erhalten. Das hätte Litt sicher nicht getan, wenn er Heisenberg unter die Mitläufer oder gar Förderer der Nazis eingereicht hätte.

Auf das Verhältnis Litts zu Heisenberg möchte ich darüber hinaus ein wenig näher eingehen: Als Heisenberg – der damals 26 Jahre alt war – an die Universität Leipzig berufen wurde, wirkte Litt bereits seit sechs Jahren an der Universität. Die dritte Auflage des seinen Ruf als bedeutender Philosoph der Staatslehre begründenden Werkes „Individuum und Gemeinschaft“ kam gerade heraus. Heisenberg war kurz zuvor in Göttingen der entscheidende Durchbruch zur Quantenmechanik gelungen. Mit seinem Auftritt bei dem Brüsseler Solveigh-Kongreß im Jahr 1927 war er in die Spitzengruppe der theoretischen Physiker der Welt vorgezogen. 1930 zum ordentlichen Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften berufen, 1932 mit dem Physik-Nobelpreis ausgezeichnet, war er Litt, der der Akademie seit 1926 angehörte, nicht nur aus universitären Begegnungen bekannt. Es verwundert allerdings, daß es zunächst und in Leipzig

³ Bodo Geyer, Helge Herwig und Helmut Rechenberg (Hrsg.), Werner Heisenberg, Physiker und Philosoph, Heidelberg, Berlin, Oxford 1993.

zwischen beiden hinsichtlich ihrer philosophischen Positionen offenbar keine Berührungen gab. Verwunderlich ist dies zunächst einmal, weil das interfakultative Gespräch bereits damals ein besonderes Kennzeichen der Universität Leipzig war, wie es z. B. der spätere Reichsjustizminister und wirkungsmächtige Rechtsphilosoph Gustav Radbruch beschrieben hat: „Eine Universität sollte ja nicht ein bloßes Nebeneinander verschiedener Katheder bedeuten; sondern eine *universitas*, die man etwa kennzeichnen könnte mit der Formel eines auf Erfahrung gegründeten Denkens und Werdens, stellte damals die Universität Leipzig dar.“⁴

Es gab durchaus das philosophische Gespräch zwischen Litt und Heisenberg, nicht aber über das moderne Weltbild, das die Naturwissenschaften in jenen Tagen begründeten. Das ist deshalb erstaunlich, weil Heisenberg sich von Anfang an bemühte, die Auswirkungen, die die moderne Physik für das Weltbild der Zeit mit sich brachte, der Öffentlichkeit, zumindest aber der akademischen Welt zu vermitteln. So hatte er bereits 1932 in der öffentlichen Sitzung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften in einem Vortrag „Zur Geschichte der physikalischen Naturerklärung“ versucht, seinen Kollegen die Umbrüche im Weltverständnis nahezubringen, zu denen die moderne Physik zwang. 1934 sprach er bei der Hauptversammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte über die „Wandlungen der Grundlagen der exakten Naturwissenschaft in jüngster Zeit“ und außer bei Vorträgen an anderen Universitäten und auswärtigen wissenschaftlichen Gesellschaften beschäftigte er sich in einem Aufsatz in der Zeitschrift „Die Antike“ mit „Gedanken der antiken Naturphilosophie in der modernen Physik.“ – Ich berichte hierüber relativ ausführlich, weil eine Reihe dieser Vorträge in mehreren Auflagen in einer im Leipziger Hirzel-Verlag herausgekommenen Broschüre veröffentlicht wurden und weil sich im wissenschaftlichen Nachlaß Theodor Litts eine Ausgabe der 1945 erschienenen sechsten Auflage dieser Broschüre befindet, die an Hand der zahlreichen Randnotizen, Unterstreichungen und Fragezeichen erkennen läßt, wie intensiv Litt sich damit auseinandergesetzt hat. Umgekehrt sucht man in den Erinnerungen der vielen Beiträger zu dem erwähnten Leipziger Heisenberg-Symposium aus dem Jahr 1991 den Namen Litt vergeblich.

Die Begegnung dieser beiden Großen der Universität Leipzig ist dennoch für die Wissenschaftsgeschichte in einem bedeutenden Punkt

⁴ zitiert nach Elfriede Üner: Die wissenschaftlichen Gesetze der Geschichte – Die besondere Stellung der Leipziger Schule in den deutschen Sozialwissenschaften, in: *Wirtschaft und Wissenschaft*, 3/94, S. 6ff.[7].

nicht folgenlos geblieben: In Litts Nachlaß befindet sich auch ein kurzer, aber intensiver Briefwechsel, der durch die Littsche Lektüre der Heisenbergvorträge ausgelöst wurde und aus dem sich ergibt, daß sie sich im Kern des Problems, das Litt beschäftigte, nicht verstanden haben. Es ging darum, daß Litt die These vertrat, die beiden Welten der Wissenschaft – die auf den Menschen selbst bezogenen Geistes- und Sozialwissenschaften und die wissenschaftlichen Disziplinen, die auf die außer- und untermenschliche Natur gerichtet sind, sich prinzipiell und unüberbrückbar dadurch unterscheiden, daß der forschende Mensch indem er sich mit sich selbst beschäftigt zugleich den Gegenstand seiner wissenschaftlichen Fragestellung verändere, was die weitreichendsten Konsequenzen habe, da Wahrheitsfindung, Wahrheitsverfehlung und Wahrheitsverfälschung immer zugleich die zu erforschende Wirklichkeit unmittelbar veränderten oder doch wenigstens die Gefahr solcher Veränderung mit sich brächten. Ob indessen in der Naturwissenschaft jemand die Wahrheit verfehle oder verfälsche, sei dem Objekt seines Bemühens – der Natur – völlig gleichgültig. Sie bleibe, was sie sei. Fehlerhafte Interpretation werde über kurz oder lang aufgedeckt und durch bessere, wahre, richtige Erkenntnis ersetzt. Nur wer sich „strengster Sachlichkeit“ befleißige und alle subjektiven Antriebe unterdrücke, könne erwarten, gültige Naturgesetze formulieren und erhärten zu können. Die Auffassung Litts über die Naturwissenschaft gleicht damit dem herkömmlichen Verständnis eines Gemeinschaftsunternehmens, „das eine immer genauere und eindeutige Beschreibung einer zugrundeliegenden Wirklichkeit liefert und damit allmählich die Mehrdeutigkeit eines nichtwissenschaftlichen oder vorwissenschaftlichen Weltbildes reduziert.“⁵

1927 hatte Heisenberg seine Aufsehen erregende Entdeckung gemacht: „Den Ort und den Impuls (= das Produkt aus Masse und Geschwindigkeit) eines Teilchens kann man nicht gleichzeitig beliebig genau angeben. Bemüht man sich um die Fixierung des Ortes, verschwimmt der Impuls; versucht man den Impuls schärfer zu fassen, leidet die Genauigkeit der Ortsangabe.“⁶ Diese ‚Unschärfe-Relation‘ und die von Heisenberg damit behauptete subjektive Wahlmöglichkeit des Forschers wollte Litt nicht einleuchten. Ein Gespräch zwischen Heisenberg und Litt nach einem Vortrag Litts, der offenbar ein ihn in dieser Zeit besonders beschäftigendes Problem betraf, nämlich das Thema: „Naturwissenschaftliches Denken und

⁵ Longo, G. O.: Von der Komplexität zur Geschichte, in: Valentin Braitenberg/Inga Hosp (Hrsg.): Evolution - Entwicklung und Organisation in der Natur, Reinbek bei Hamburg 1994, S. 235.

⁶ Knapp, W.: Quellen unseres naturwissenschaftlichen Weltbildes, Stuttgart 1986.

menschliche Bildung“, war durch das Dazwischentreten Dritter unterbrochen worden. Dies veranlaßte Litt, an Heisenberg zu schreiben, um einer Klärung der Differenz näher zu kommen. In dem im Nachlaß enthaltenen Brief vom 19. Dezember 1955 setzt sich Litt damit auseinander, ob es erlaubt ist, zwischen der klassischen und der modernen Physik scharf zu unterscheiden. Litt bezeichnet es als falsch, wenn die moderne physikalische Weltbeschreibung davon ausgehe, in ihr werde das „Ansich“ der Natur (d.i. die Natur, wie sie ohne Rücksicht auf unser Denkbemühen beschaffen ist) wiedergegeben. Auch diese Wissenschaft bestehe nur in der Berührung von denkendem Geist und ihm begegnender Weltwirklichkeit. Anschließend heißt es wörtlich: „Anders ausgedrückt: es gibt keine ‚ansichseiende‘ Mathematik der Naturvorgänge, die der Geist bloß nachzubilden hätte. Darüber darf uns die relative Anschaulichkeit und eindeutige Bestimmtheit der klassischen Physik nicht täuschen. ... Wenn sich in der Mikrophysik der Anteil des Subjekts durch die bekannten Unstimmigkeiten, Ungenauigkeiten usw. ganz anders fühlbar macht, so darf das nicht dahin interpretiert werden, daß die Naturgesetze der Kernphysik nicht mehr ‚von dem Verhalten der Elementarteilchen, sondern von unserer Kenntnis der Elementarteilchen handeln‘.“ – Der Descartes’sche Dualismus – also die Unterscheidung zwischen „res cogitans“ und „res extensa“ – dürfe schon der Auslegung der klassischen Physik nicht zu Grunde gelegt werden.

Wörtlich heißt es dann: „So lange Physik Physik ist, handelt sie, sei es auch unter den bewußten Komplikationen, von dem ‚Gegenüber‘ der zu erforschenden Natur. Wird der Physiker durch die besagten Komplikationen dahin gebracht sich mit ‚unserer Kenntnis‘ der Elementarteilchen zu beschäftigen, so wendet er sich dem Physik treibenden Subjekt zu, und das heißt: er ist nicht mehr Physiker, sondern der wissenschaftstheoretisch über das physikalische Denken reflektierende Philosoph.“

Heisenberg antwortet wenige Tage später kritisch: „Wenn man von der Descartes’schen Position her denkt, liegt es doch sehr nahe, das Objekt der Physik mit der res extensa zu identifizieren, die nur infolge von Sinnestäuschungen usw. niemals rein dargestellt werden kann ...“ Halte man die Descartes’sche Zweiteilung von vornherein für falsch, könne man natürlich auch die klassische Physik nicht mehr so denken.

Wörtlich fährt Heisenberg fort: „Dann schreiben Sie, ‚solange Physik Physik ist, handelt sie von dem »Gegenüber« der zu erforschenden Natur.‘ Das trifft sicher auch in der Mikrophysik noch zu. Aber das Unglück der Mikrophysik ist ja gerade, daß der Begriff »Gegenüber« nur noch halb auf die Wirklichkeit paßt. Eben deshalb glaube ich ja auch, daß die Physik

nicht mehr Physik ist. („Das naturwissenschaftliche Weltbild hört auf, ein naturwissenschaftliches zu sein“).

Litt bleibt hartnäckig und antwortet Heisenberg mit der Begründung, er sei überzeugt, daß sich an der Stelle ihrer Kontroverse viel mehr entscheide als eine bloß wissenschaftstheoretische Angelegenheit: „Ich bin gewiß, daß das Verhältnis Mensch – Welt von diesem Punkte aus interpretiert werden muß – heute mehr denn je, da die mathematische Naturwissenschaft in das Zentrum nicht nur der wissenschaftlichen Bewegung sondern des menschlichen Schicksals gerückt ist. Ich kann nur lächeln über diejenigen unter meinen Spezialkollegen, denen diese Wissenschaft ‚existentiell irrelevant‘ erscheint.“ Litt wiederholt dann seine Überzeugung, daß der Descartes’sche Substanzdualismus „eine heillose Verfälschung“ bedeute, die es verhindere, die mathematische Naturwissenschaft richtig zu verstehen. Wörtlich: „Daß das Verhältnis des ‚Gegenüber‘ sich in der modernen Physik verwischt, ändert nichts daran, daß jede Naturwissenschaft nur dann Naturwissenschaft ist, wenn sie sich nicht in ihrem eigenen Kreise herumdreht, sondern ein sich Bietendes oder Gebendes, ein ‚Anderes‘ erforscht.“ Daß die Relation zwischen Subjekt und Objekt sich kompliziere, ändere nichts an diesem Grundsachverhalt, mache ihn allenfalls schwieriger, eben deshalb aber auch der Durchleuchtung bedürftig.

Offenbar ist Heisenberg auf diesen Brief nicht mehr eingegangen, denn in dem späteren Briefwechsel über Pascual Jordan taucht die Problematik nicht mehr auf. Festzuhalten bleibt aber, daß Litt und Heisenberg in einem Punkt einig waren, nämlich darin, daß die Raum- und Zeitlehre Kants die Problematik naturwissenschaftlicher Welterkenntnis nicht erfaßt. Nach Litt geht es dabei nicht um die Darstellung dieser Phänomene, sondern um das „Raum-Zeit-Erlebnis“. Es unterscheide sich von jedem tierischen Raum-Zeit-Erlebnis, daß es zum objektivierten, mathematischen Raum-Zeit-Erlebnis weiter treibe, dadurch aber die Zugehörigkeit zur Species Mensch überschreite. Wörtlich: „Das Mehr-als-Menschliche beginnt nicht erst mit den Kategorien.“ Heisenberg stimmt dem ausdrücklich zu und formuliert, der Physiker treibe Physik nicht als Glied der Species Mensch, sondern als denkendes Subjekt, d. h. als Platzhalter des Denkens überhaupt.

Hellhörig hat mich in diesem Meinungs-austausch zwischen dem Physiker und dem Philosophen natürlich die Erwähnung der Raum-Zeit-Problematik gemacht. Seit Einstein gehört dies Verhältnis ja zu den schwierigen, weil nicht mehr anschaulich vermittelbaren Problemen. Ohne hier eine Lösung vorschlagen zu wollen, meine ich, daß die Aufhebung der Kontroverse zwischen Litt und Heisenberg vielleicht aus der heutigen Diskussion dieser Problematik zu erwarten ist: Die Vorstellung der Unumkehrbarkeit

des Zeitverlaufs, die nach Heisenberg für den Bereich der Mikropysik nicht gelte, scheint derzeit dank der Systemtheorie wieder fraglich zu werden. Nach dem italienischen Informationstheoretiker Guisepe O. Longo bedeutet die Vielfalt der Sehweisen für den Begriff der Zeit eine nicht reduzierbare Mehrdeutigkeit, denn sie erscheine zugleich als unumkehrbar und umkehrbar. Wörtlich: „Wenn auch die Entsprechung zwischen der Wirklichkeit und unserem Wissen nicht ganz willkürlich ist, scheint sie doch (wie die Wirklichkeit selbst) stark vom Zufall bestimmt zu sein. Die Vielfalt der Entscheidungsmöglichkeiten und die vielen möglichen Verzweigungen führen zu Ereignissen, die auch nicht hätten eintreten können. Nach der herkömmlichen linearen, sequentiellen und die Notwendigkeit betonenden Betrachtungsweise gewinnen daher eindeutige und unwiederholbare Ereignisse für die gesamte Naturwissenschaft ... große Bedeutung: Die ganze Naturwissenschaft wird so zu erzählter Geschichte.“⁷

Ich breche hier ab. Gleichgültig, ob es uns möglich sein wird, den Dissenspunkt zwischen Litt und Heisenberg aufzuheben – die These Litts, daß sich an dieser Stelle für die Menschheit mehr entscheide als eine theoretische Spitzfindigkeit, scheint mir evident zu sein. Und daß die bohrende Frage Litts sich einige Jahrzehnte nach seinem Tod in der Wiederentdeckung des geschichtlichen Denkens, von dem Litts Wissenschaft ihren Ausgang nahm, aufzulösen scheint, halte ich nicht nur für eine zufällige Pointe.

Lassen Sie mich am Schluß noch auf etwas eingehen, worauf ich zwar gelegentlich schon aufmerksam gemacht habe, was aber genauer zu ermitteln eine wichtige Aufgabe der von uns dank der Überlassung des Theodor-Litt-Archivs aufzubauenden Litt-Forschungsstelle an der Universität Leipzig sein müßte:

Die nach dem Weggang Litts aus Leipzig beginnende Verleumdung durch die Machthaber des SED-Staates, er sei der „Bonner Hofphilosoph“, sollte ihn natürlich in der Weise treffen, daß er sich zum Werkzeug der Regierenden des westdeutschen Staates gemacht habe. Den Erfindern dieser Formulierung war mit Sicherheit unbekannt, daß sie so falsch gar nicht lagen, wengleich die richtige Interpretation dieser Bezeichnung auf einen hohen Ehrentitel hinausläuft. Der frühere Abteilungsleiter des Sächsischen Wissenschaftsministeriums und kürzlich zum Oberbürgermeister von Oldenburg gewählte Dr. Jürgen Poeschel hat in seiner Göttinger Dissertation nachgewiesen, wo die Wurzeln der freiheitlich-demokratischen

⁷ Longo, G. O. a.a.O. (vgl. FN 5).

Verfassung der Bundesrepublik Deutschland, nämlich des Bonner Grundgesetzes liegen: In dem eingangs bereits erwähnten Buch Theodor Litts „Individuum und Gemeinschaft“.

Die deutsche Staatsrechtslehre hatte sich im 19. Jahrhundert immer stärker in ihrer positivistischen Methode verfangen und sich auf die logisch-formale Interpretation der bestehenden Rechtsordnung beschränkt. Die Folge war – ich nenne nur den Namen Kelsen – die sogenannte „reine Rechtslehre“, die – zugespitzt formuliert – als einziges Legitimationsmittel für die Geltung der Gesetze die dahinter stehende Macht anerkannte. Zu Beginn der zwanziger Jahre lagen die Ergebnisse dieser Denkrichtung in Form der politischen Schwäche der Weimarer Republik vor aller Augen: Da sie vorstaatliche Rechte nicht kannte, war sie unfähig, sich ihrer Feinde von links und rechts zu erwehren. Im Gegenteil: Sie gewährte den Feinden der Freiheit eben auch die Möglichkeit, die Freiheit zu beseitigen. Adolf Hitler hat ja in seinem Hochverratsprozeß nach dem „Marsch zur Feldherrnhalle“ auf die Frage, ob er bereit sei, sich an die Gesetze zu halten, ganz unumwunden erklärt, daß er dies tun werde, allerdings nur bis zu dem Tage, an dem er sich an der Macht befinde. (Man kann übrigens die Schwäche der New Yorker Weltorganisation auf genau die gleiche Wurzel, nämlich auf die durch den kelsenschen Positivismus gekennzeichnete Charta der Vereinten Nationen zurückführen).

Ulrich Scheuner, einer der Großen der deutschen Staatsrechtslehre nach dem zweiten Weltkrieg hat Poeschels Feststellung aufgegriffen. Danach sind Litts Gedanken – vermittelt über Rudolf Smend und Hermann Heller – in die Arbeit der Verfassungskommission von Herrenchiemsee eingegangen und haben die Struktur der ersten erfolgreichen Demokratie in unserem Land maßgeblich bestimmt. Wir sollten es den, was die Erringung demokratischer Freiheiten angeht, früher erfolgreichen Nationen Frankreichs und der USA nachmachen und die Väter unserer Freiheit im Bewußtsein halten oder – soweit wir dies versäumt haben – sie dem Vergessen entreißen. Das Jahr 1999, in dem wir das fünfzigjährige Jubiläum des Bonner Grundgesetzes begehen werden, bietet auch einen äußeren Anlaß dazu: Bonn ist eben nicht Weimar, sondern auch und gerade Leipzig!

Wir haben Anlaß zur Dankbarkeit. Viele von Ihnen müßte ich namentlich nennen. Ich beschränke mich bei der namentlichen Erwähnung auf Rudolf Litt, der uns den Nachlaß seines Vaters anvertraut hat und der – da er erkrankt ist – heute leider nicht unter uns sein kann, wie er es sich selbst gewünscht hatte.

Dankbar zu sein hat die Universität Leipzig aber vor allem dem Mann, dessen Andenken wir heute feiern. Er gehört zu ihren großen Hochschullehrern. Und wenn wir in wenigen Jahren das Fest des sechshundertjährigen Bestehens unserer Alma mater feiern, wird das Denkmal, das wir in Form unserer wissenschaftlichen Beschäftigung mit ihm, seinem Werk und seinem tapferen Leben schaffen wollen, den Beweis für diesen Dank erbringen.